

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 20 (1940-1941)
Heft: 4-5

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

genommen, bei der allerlei notwendige Ungleichheiten ausgemerzt werden sollen. Nicht zuletzt interessieren uns auch anerkennende Bemerkungen über die schweizerische Jugend, die den Weg zur Einheit der schaffenden Jugend auf dem Wege des Klassenkampfes weise, usw. Man sieht aus alledem, daß die Kommunisten bei uns den Bolschewismus unter dem Deckmantel sozialer Interessenwahrung vortragen wollen.

In Erkenntnis ihrer Gefährlichkeit hat man nun bei uns die kommunistischen Umtriebe schon seit einigen Jahren bekämpft, indem die Stände Neuenburg, Genf, Freiburg, Waadt, Schwyz, Uri und Basel kantonale Parteiverbote erließen. Zum Teil bereits vorher hatte der Bund das Verbot der Parteimitgliedschaft für Bundesbeamte statuiert, und im Dezember 1939 erging außerdem noch ein bundesrätliches Verbot der staatsgefährlichen Propaganda in der Armee. Zu folge ihrer Gefährlichkeit für den Bestand des Staates mußten auch die vier genannten kommunistischen Zeitungen und Zeitschriften das Feld räumen, und vor einiger Zeit hat selbst die Nicole'schen Blätter „Le Travail“ und „Droit du Peuple“ das gerechte Schicksal des Verbotes erreicht, so daß jetzt die kommunistische Literatur nicht mehr so üppig wie ehedem ins Kraut schießt. Noch existieren allerdings zwei kleine Ersatzblätter mit den Titeln „Wahrheit“ und „Bulletin“. Von entscheidender Bedeutung ist aber, daß man sich dem ganzem kommunistischen Parteigebilde eigentlich noch nicht an den Kragen gewagt hat, sondern daß da immer noch frisch und munter nach der Geige Moskaus getanzt und agitiert werden darf. Nachdem wir aber zum Beispiel von Frankreich her wissen, was kommunistische Zellen und Agitatoren für ein Land bedeuten, wie sie es innerlich zerrütteln und wie ihnen der Verrat wie ein Schatten folgt, sollte der Schritt zu einem gänzlichen Verbot der kommunistischen Organisation nicht mehr schwer fallen. Oder wollen wir warten, bis sich Léon Nicole und seine Gesinnungsgenossen noch mehr als Gestalten Stalins entpuppen? „Mehr als zwanzig Jahre Kampf gegen den Kommunismus“, so schrieb alt Nationalrat Aubert in der „Gazette de Lausanne“, und wir stimmen ihm bei, „zwingen uns zu der Feststellung, daß jede Tätigkeit der schweizerischen kommunistischen Partei, ihrer Anhänger und Hilfstruppen, seien sie getarnt à la Nicole oder nicht, eine schwere innere Gefahr bedeutet, gegen welche unser Land sich ohne längeres Zuwarten verteidigen muß, denn jedes Zuwarten ist gleichbedeutend mit Vergrößerung der Gefahr.“

Wie man übrigens jetzt aus dem Bundeshaus vernimmt, steht ein bündesrätliches Kommenverbot auf Grund des Staatschutzgesetzes von 1938 bevor.

Walter Hildebrandt.

Kultur- und Zeitfragen

Erinnerungen um Theodor Mommsen.

Zum ersten Mal im Leben Osterferien in Rom! Zitternde Erwartung überirdischer, mystischer Genüsse! Hochamt im Sankt Peter. Misere, Gesang der Sixtinischen Kapelle. Fußwaschung, Segen des Papstes. — Wenig genug bekam ich von all dem zu sehen und zu hören. — Meine ersten Stern in Rom hießen: Mommsen. Mommsen zum Lunch, zum Mittagessen. Mommsen auf Ausflügen, auf sonntäglichen Wanderungen. Mommsen zum Abendessen. Unser Kreis betrieb einen Mommsenkultus.

Die römische weibliche Geistesaristokratie, an der Spitze die Gräfin Caetani-Lovatelli (Archäologin und Mitglied der Accademia dei Lincei), und was sich dazu rechnete oder gerechnet wurde, Fürstinnen, Herzoginnen, Gräfinnen, deutsche Professorinnen, Künstlerinnen, Gelehrte lagen ihm zu Füßen. Viele von ihnen waren geistreich, gebildet, aber auch hochnäsig. Ich armer, kleiner, eben der Kinderstube entwachsener Erdewurm mußte mitmachen. Von vielen wurde ich beneidet. Ich kam mir damals gar nicht beneidenswert vor. Ich fand diesen Kult gräßlich. Könnte auch die Bedeutung Mommens nicht annähernd verstehen. Aber mich abseits halten, meine eigenen Wege gehen, wer hätte das in meiner Jugend wagen dürfen?

Meine Tante, bei der ich wohnte, die bekannte Naturforscherin und eine der ersten weiblichen Doktorinnen, Margherita Mengarini, wurde von Mommens sehr verehrt. So verehrt, daß er sich bei ihr in Anzio, in ihrem Sommerhaus, zum Weekend ansagte. Jupiters Kommen hätte keinen größeren Eindruck auf die Familie Mengarini machen können als der angekündigte Besuch Mommens. — Meine Tante war eine bedeutende Frau. Ich liebte und verehrte sie unendlich. Von hauswirtschaftlichen Dingen verstand sie indessen weniger als nichts. Sie hatte auf einmal großes Zutrauen zu meinen wirtschaftlichen Fähigkeiten. Sie erklärte, ich hätte nach Anzio zu fahren, das Haus zu schmücken und das Essen zu richten. „Vor allem“, schloß sie ihre Weisungen, „heize, das Haus muß warm sein. Mommens ist stark erkältet, er darf nicht frieren. Lily Helbig begleitet Dich (Tochter des früheren 2. Direktors des preußischen archäologischen Instituts). Ich gebe Euch den Diener mit.“ Ich war sprachlos. Aber ich brachte meiner bewunderten Tante gegenüber in meinem Minderwertigkeitsgefühl nicht den Mut auf, zu sagen, daß ihre Anordnungen unausführbar seien. Wie wollte man ein einsames, den Winter unbewohntes, z. T. aus Marmor und Travertin erbautes Campagnahaus in wenigen Stunden in ein gut geheiztes komfortables Weekendhaus verwandeln? Zudem waren alle Schornsteine zugemauert. Eine in südlichen Gegenden allgemein übliche Sitte, um das Haus vor Eindringen des Regens und damit vor Feuchtigkeit zu schützen. Trotzdem ich dies damals noch nicht wußte, hatte ich doch wenig Zutrauen zur Lösung der mir anvertrauten Obliegenheiten. Mein Gefühl war: „Du wirst dich blamieren!“ Lily Helbig indessen war begeistert. Sie steckte mich mit ihrem Optimismus schließlich an.

Beim Anblick des Häuschens in Anzio vergaß ich den letzten Rest meiner Sorgen. Es lag auf einer Klippe hoch über dem tiefblauen tyrrhenischen Meer. Die Abhänge des Gartens waren mit wilden, roten Kakteen besät. Der Blick schweifte über die sichelförmige Bucht bis zum Kap der Circe. — Lily entriß mich lachend meiner Versunkenheit, erklärte, zum Bewundern sei später Zeit, jetzt müßten wir vor allen Dingen Reisig im Garten sammeln, um mit dem Heizen zu beginnen. Der Diener müsse Holz sägen. Ich hatte eine unklare Vorstellung, daß man mit grünem frischem Holze nicht heizen könne. Lily behauptete jedoch, das sei ein Vorurteil, in Italien heize man glänzend damit. Der Erfolg war leider der von mir vermutete. Wolken von Rauch entwickelten sich aus dem Kamin, strömten aus dem Ofchen des für Mommens bestimmten kleinen Zimmers. Lily erklärte, das sei immer so; sobald sich der kalte Schornstein erwärmt habe, höre der Rauch auf. Vor allen Dingen helfe „pusten“. Sie pustete, ich pustete, der Diener pustete. Wir pusteten alle drei mit ganzer Lungenkraft. Kniesten abwechselnd vor dem Kamin, vor dem Ofchen. Wir konnten vor Rauch weder sehen, noch atmen. Wir husteten, die Tränen ließen über unsre schwarz gefärbten Gesichter, das Holz brannte nicht, es blieb eiskalt in der Villa. — Lilys Heiztalent hatte versagt, nicht aber ihre Lebensweisheit. „Überlassen wir das Heizen dem Diener, der wird das allein besser verstehen. Wir müssen jetzt das Haus schmücken.“

Zögernd folgte ich ihr in die macchia, den Buschwald. Wo ist er geblieben? Von der Bonifica wegrasiert. Weinbergen hat er weichen müssen. — Wir pflückten

wilde, betäubend duftende Narzissen, blaue, tiefblaue Veilchen, weiße Anemonen, blühende Lorbeer- und Stechpalmenzweige, alles was hier die Natur im üppigsten Maße verschwendete. Lilh übertraf sich selbst. Sie schmückte Saal und Zimmer mit großem Stilgefühl. Jedoch Zweige und Blumen verscheuchten Rauch und Kälte nicht. Wir bildeten es uns aber ein und waren sehr bestürzt, als unser illustrer Guest bei seinem Eintreffen nicht auf den Lorbeer und die Rübel voller Blumen achtete, sondern in seinem Zimmer Fenster und Türen aufriß und erklärte, in diesem Rauch ersticken zu müssen. Ein Blick jedoch aus dem offenen Fenster auf das silbern glitzernde Meer, vom Mondenlicht phantastisch beleuchtet, ließ ihn Rauch und Kälte im Stübchen vergessen. Er gewann beim Anblick der einmaligen Landschaft sofort seine Ruhe und seine gelassene Heiterkeit wieder. Ebenso meine Tante. Das Donnerwetter, das sich über unsere Köpfe ergoß und in Vorwürfen über mangelnde Mädchenerziehung im allgemeinen und der unsrigen im besondern gipfelte, war, wie alle Gewitter hier zu Lande, stark, aber von kurzer Dauer. Lilh nahm nichts tragisch. Sie fragte den berühmten Mann lachend, ob er sich nicht vorfäme wie Don Quichote: „Niemals ward ein edler Ritter so bedient von Frauenhand . . .“ Ich war von Lilhs Unbefangenheit verblüfft — Mommisen merkwürdiger Weise gar nicht. Er schilderte uns auf Lilhs neckischen Ton eingehend sein Leben in Rom, in dem ungeheizten Zimmer eines Stipendiaten des preußischen Instituts, nur von einem männlichen Faktotum betreut, der ihm morgens einen schwarzen Kaffee braute. Mit diesem Täschchen schwarzen Kaffee arbeitete er von 4 Uhr früh bis Mittags. Erst im archäologischen Institut, dann in der Vaticana.

Von jedem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Zwang frei, wurde Mommisen immer aufgeräumter. In Mäntel und Tücher gehüllt saßen wir bis spät in die Nacht am Kamin. Ich hatte einen Glühwein gebräut: an zwei Gesprächsstosse erinnere ich mich noch deutlich. Energisch widerlegte Mommisen die in Rom kursierende Erzählung, er hätte den Papst bei seinem Besuch in der Vaticana absichtlich ignoriert und ihn nicht begrüßt. Er versicherte wiederholt, wie gern er diese Gelegenheit benutzt hätte, um dem Oberhaupt der katholischen Kirche für alle ihm, dem Protestant, erwiesenen Zuversichten zu danken. Als Andersgläubigem wäre es ihm nicht möglich gewesen, eine Privataudienz zu erlangen. — Nun wußte ich von einem hohen Prälaten, Augenzeugen, daß der Papst tatsächlich in der Bibliothek gewesen, Mommisen aber von seiner Arbeit nicht aufgeschaut hätte. Er konnte sich eben so konzentrieren, daß er nicht merkte, nicht merken wollte, was um ihn herum geschah. Schuld an der Begebenheit, die damals viel Staub aufgewirbelt hatte, waren die Bibliothekare, die Mommisen nicht rechtzeitig benachrichtigt hatten.

Das andere Thema war das damals alle Herzen und Gemüter beschäftigende: sollten sich die Italiener nach der Schlacht von Adua aus Abessinien zurückziehen, sollten sie den Krieg fortführen? Mommisen, der ein begeisterter Bewunderer des jungen Königreichs war, war ein eifriger Verfechter des Friedens. Er wollte nicht, daß Italien an dem abessinischen Aderlaß finanziell verblutete. Meine Tante konnte einen Rückzug mit ihren Ehrbegriffen nicht vereinbaren. Ich fand den Mut, mich auf Mommens Seite zu schlagen. Erst lange nach Mitternacht trennten wir uns. Um 4 Uhr morgens wurden wir durch einen Krach aus dem Schlafe geweckt. Der Wind hatte eine offen gebliebene Tür zugeschlagen. Da stellten wir fest, daß Mommisen schon wieder an der Arbeit saß.

Die Tage in Anzio ließen Mommens Sympathien für die schöne begabte Gelehrte, seine Gastgeberin, und die schüchterne Nichte so sehr steigen, daß er eine Österreise nach Neapel vorschlug. Er meinte, daß dieser Ausflug ein guter Reiseabschluß für seine ihn begleitende Tochter Luise sein würde. — Am Gründonnerstag starteten wir. Es regnete in Strömen. Alle Schleusen des Himmels hatten sich über die pontinischen Sümpfe ergossen und ließen sie noch trostloser erscheinen, als sie an und für sich schon waren. Unsere jüngeren Herren fuhren vom Bahnhof

Sezze aus mit dem Rad. In Terracina wollten wir uns wieder treffen. Das alte Posthaus war noch unverändert, wie zu der Zeit als Auber dort den „Fra Diavolo“ schrieb. An der Wand hing eine Karte von Paris aus dem Jahre 1500. Die unnumerierten Zimmer waren durch Städtenamen gekennzeichnet.

Noch ehe der Wirt daran gehen konnte, unser frugales Mittagmahl, die üblichen Spaghetti mit Tomaten und gebackenem Fisch zu bereiten, verlangte Mommisen, daß er einen Sachverständigen aussändig mache, um ihm die neuesten Ausgrabungen zu zeigen. Wir hatten das Glück, daß sich ein „Signore“ des Ortes für Altertümer interessierte und nicht nur der Bettler von St. Peter, der in seiner Heimat seine „Ferien“ verbrachte, wie es Professor Helbig ergangen war.

Signor C. erschien und blieb unser treuer Begleiter während des Terraciner Aufenthalts, von uns wegen seiner moosgrünen Zähne weniger geschäzt. Nach dem Essen führte uns Herr C. auf den Monte St. Angelo, im Volksmund Palast Theodorichs genannt. Die antiken Tempelruinen überragen den Ort. 228 Meter mußte man steil ansteigen, um sie zu besichtigen. Für den 78jährigen Mommisen eine fabelhafte Leistung. Ein Ziegenhirt sprang sie in wenigen Minuten zurück, um für den von der Anstrengung Erschöpften einen Schoppen Wein zu holen, denn Erfrischungen wurden in der Nähe von Tempelruinen damals noch nicht feil geboten. Raum hatte sich Mommisen etwas erholt, ging es an eingehendste Besichtigung der Bauten, an die Entzifferung der einzelnen Inschriften. C. erklärte, erläuterte. Er wurde einem scharfen Verhör unterzogen. Ich höre noch Mommisens Krähstimme, wie er die Brille hochschiebend eine Inschrift von der Seite aufmerksam prüfte und dann ausrief: „Signor C.; diese Inschrift soll neu gefunden sein. Im C. J. L., Seite X., No. 9.“ In Terracina zurückgekehrt, mußte C. sofort nachschlagen. Mommisen hatte sich nicht getäuscht.

Am nächsten Morgen regnete es noch immer. Die Fahrt auf Horazens Spuren sollte auf der damals wenig befahrenen Straße Fondi-Itri-Formia vor sich gehen. Sie begann auf dem Wasser. Nicht bildlich zu nehmen. Wir fuhren wirklich in einem Kahn über den See von Fondi. Durch die Kanäle im tiefen Urwald. Das Schiff wurde stellenweise von Büffeln gezogen. Dann bestiegen wir ein offenes Wägelchen. Das Verdeck schützte nur die im Fond Sitzenden vor dem strömenden Regen. Die müden Gäule wollten nicht ziehen, es mußte ein Ochsenvorspann genommen werden. „Wir reisen wie Horaz“, rief Mommisen wiederholst begeistert aus. — „Verflucht sei Horaz, die Ochsen, das Gefahre“, dachte die junge Reiterin auf ihrem Rückzüg, wo ihr der Regen auf den Kopf und ins Genick tropfte, und sprang kurz entschlossen aus dem Wagen. Aus Courtoisie folgte ihr Mommisen, gab es dann aber auf, warnte sie noch vor Briganten. Die Campagna war damals verrufen. Das tapfere, in seinen nassen Kleidern schreitende Mädchen wurde von den ihr begegnenden Bauern bedauert, nicht angefallen.

In Itri fand sich die Gesellschaft, Wagenfahrer, Radfahrer, Fußgänger wieder zusammen. Im leichten, schnellen Campagnagefahrt ging es aus dem rauhen, regnerischen Gebirge in raschem Tempo bergab in die Sonne des Südens, an den Golf von Gaeta mit seinen Orangen- und Zitronenhainen. Nach kurzer Rast in Formia fuhren wir mit einem Bummelzug weiter, um die damals noch nicht über Formia fahrende Schnellzugslinie nach Neapel zu erreichen. In Neapel wurden wir feierlichst von einer Deputation älterer und jüngerer Herren mit Zylinderhüten, Lackstiefeletten und gelben Glacéhandschuhen empfangen. Zu beiderseitiger Zufriedenheit gelang es Mommisen, die Herren in der Hotelhalle zu verabschieden. Bei aller Verehrung für diesen wäre es den eleganten Neapolitanern sehr peinlich gewesen, sich mit der schäbigen „Freundschaft“ des berühmten „professore“ in einem eleganten Restaurant Neapels zu zeigen. Wir aber gingen auf den Posilipp. Trotz der langen, anstrengenden Fahrt kannte Mommisen keine Müdigkeit. Nur Musik lehnte er ab. Sobald er ein Lokal betrat, mußten Gitarren und Mandolinen schweigen. Das Gecklper störte ihn.

Am nächsten Morgen durften wir in seiner Gesellschaft das Neapolitaner Museum besichtigen. Er behielt sich einen erneuten eingehenden Besuch bei seiner Rückkehr vor; es war nicht leicht, der Fülle des Materials der neuesten Ausgrabungen gerecht zu werden. — Auf spiegelglatter, tiefblauer See ging es am Nachmittag nach Capri. Mommisen war strahlendster Laune, wie ein Schuljunge in den Ferien. Versuchte auf dem Schiff Tarantella zu tanzen. Erzählte aus seiner Kindheit. Wie minderwertig er gewesen sei, wie ihn sein Vater mit seinem schönen Namen Theodor gehänselt hätte. Nur der Gedanke störte ihn, in Capri unter den vielen Deutschen sein *Infognito* nicht bewahren zu können. Man beschloß auf Vorschlag meines Onkels, ihn nur mit Signor Teodorico anzureden. Bei seinem charakteristischen Äußerem erwies sich dieser Versuch bald als Illusion. Gleich am ersten Abend im Speisehaus stürzte ein bekannter deutscher Historiker auf ihn zu. Um sich vor dem Hereinziehen in dessen Kreis zu schützen, griff Mommisen zu seinem ihm oft zum Vorwurf gemachten Verteidigungsmittel. Er verfiel in eine Art Katalepsie. Der „Herr Professor“ rief erstaunt: „Ja, kennen Sie mich denn nicht wieder? Mein Name ist X.“ — „Mir völlig unbekannt“, sagte Mommisen laut und vernehmlich. X. zog tiefbeleidigt ab.

Y. hingegen ließ sich leider nicht abschütteln. Er war eine Weltberühmtheit, gesellschaftlich aber noch nicht lanciert. Mommisen lehnte den Mann vollständig ab, als Menschen, als Gelehrten. Er hielt die industrielle Bewertung seiner Entdeckung für „unwissenschaftlich“, und damit war der Mann für ihn gerichtet.

Unsere Ausflüge auf den Tiberiusfelsen, nach Anacapri, in die blaue Grotte wurden durch die Spannung zwischen den beiden Geistesgrößen gestört. — In Y.'s eignem Hause kam es zum Zusammenstoß. Von einer Reise nach Pompeji, zur Besichtigung der neuen Ausgrabungen, war die Rede. Mommisen wollte verhindern, daß Y. von der Partie sei. Unser Gastgeber verstand ihn in seinem stark entwickelten Selbstgefühle nicht. Er meinte, der Neapolitaner Museumsdirektor würde sich sein Mitkommen als besondere Ehre anrechnen. Mommisen bekam einen roten Kopf. Er betonte scharf, daß es sich um eine private Einladung handle und er sich die Begleitung von Fremden verbeten hätte. Uns stockte der Atem. Wir fühlten alle die tiefgehende Wirkung der entstandenen Spannung. — Der Wortwechsel nahm immer schärfere Formen an. Endlich erklärte Mommisen, man habe zwischen ihm und dem Gastgeber zu wählen!

Die Besichtigung der Ausgrabungen in Pompeji, wobei er mir und seiner Tochter in väterlicher Weise alles uns Unverständliche erklärte, war der Abschluß der mir unvergeßlich gebliebenen Österreise, eine letzte persönliche Erinnerung an Mommisen.

Anna Cilli-Fraenzel.

Bücher Rundschau

Schweizerische Kriegstrophäen.

Fahnen erbeutet in den Schweizerkriegen. 38 Tafeln nach den Fresken in der Franziskanerkirche in Luzern, gezeichnet von Joseph Gauch. Verlag Eugen Haag in Luzern 1939.

Vor einem Jahr, aus Anlaß des eidgenössischen Schützenfestes, entschloß sich der Verlag Eugen Haag in Luzern die an den Wänden der Franziskanerkirche da selbst aufgemalten Feldzeichen, welche die Luzerner in ihrer kriegerischen Vergangenheit errungen hatten, im Bilde wiederzugeben.

Wie an anderen Orten, so auch in Luzern, sind diese erbeuteten Panner und Fahnen zum Andenken an errungene Siege in Kirchen und Zeughäusern aufgehängt